

Postphänomenologie

Von Jan Slaby

Postphänomenologie ist eine Bezeichnung für unterschiedliche Ansätze der Gegenwartsphilosophie, die sich mit der gelebten Wirklichkeit situiert. Sie befasst sich mit der Spezifik ihrer materiellen, sozialen und technischen Umgebungen. Diese Arbeiten erweitern Perspektive und Methodik der Phänomenologie deutlich. So spielen nun die Bedingungen und Materialien der Subjektwerdung sowie die politischen Kämpfe um deren Ausgestaltung und Zuteilung eine bedeutende Rolle, vor allem auch in historisch-genealogischer Blickrichtung. Statt von einer gleichbleibenden, universalen Dimension von Erfahrung oder Praxis auszugehen, betont die Postphänomenologie die Vielfalt und Veränderbarkeit situiert. Sie befasst sich mit der Verwobenheit von Subjektivität mit sich wandelnden historischen, politischen und technologischen Konstellationen. Elemente der poststrukturalistischen Kritik an der klassischen Phänomenologie sind in die Postphänomenologie eingeflossen; Bezüge bestehen zudem zu Praxistheorien, zum Neuen Materialismus, zur Technik- und Medienphilosophie sowie zur Feministischen Philosophie.

Die abstrakte Bezeichnung „Situiertheit“ verdeckt tendenziell die Vielfalt der Faktoren, die menschliche Erfahrungen ermöglichen, vermitteln und modulieren, aber auch in kritischer Weise übersteigen, und die grundlegende Heterogenität und Wandelbarkeit dieser Faktoren. Auch verrät der eher neutrale Ausdruck wenig über den Umstand, dass die Potenziale und Ressourcen der Subjektwerdung Gegenstand von Verteilungs- und Deutungskämpfen sind, und dass es keinen neutralen Beobachterstandpunkt jenseits dieses Kampfgeschehens gibt. Deshalb sind auch Bezeichnungen wie „politische Phänomenologie“ sowie zuletzt „kritische Phänomenologie“ vorgeschlagen worden, um das zu bezeichnen, was hier summarisch als Postphänomenologie gefasst werden soll (1). Die Fo-

kussierung auf heterogene Ermöglichungsbedingungen von Subjektivität fordert einen Methodenpluralismus sowie den Einbezug von Einsichten und Verfahren anderer Fächer. Verbreitet sind Anleihen bei Psychologie bzw. Psychoanalyse, Soziologie, Ethnologie und Cultural Studies sowie den Science and Technology Studies (STS), um nur wenig zu nennen (vgl. 2).

Phänomenologie ist nicht denkbar ohne existenzielle Involviertheit und Anteilnahme, wie es der berühmte Schlachtruf „Zu den Sachen selbst“ fordert. Husserl, Heidegger, Merleau-Ponty und Sartre wussten, dass ein forschendes Subjekt die „Sachen selbst“ nur erreicht, wenn es sich ihnen mit einer engagierten und risikobereiten Haltung nähert. Echte Einsicht erschließt sich nur einer Hingabe zum Thematisierten, einer Haltung, die die Verdeckung der Phänomene durch etablierte Begriffe und Diskurse unterbricht, die aber auch immer wieder aufs Neue gegen Routinisierungs- und Abstumpfungstendenzen errungen werden muss. In der Postphänomenologie wird dieses Ethos der Involviertheit zu einem kritischen Einsatz gegen die Verfestigung und Normalisierung von gesellschaftlichen Unterdrückungs- und Gewaltverhältnissen. Evident ist dies etwa in den Texten der feministischen Theoretikerin Sara Ahmed, die sich zwar selbst nicht als Postphänomenologin bezeichnet, die aber angesichts ihrer Arbeitsweise und engagierten Haltung als eine paradigmatische Vertreterin dieser Richtung gelten kann (3).

Eine einheitliche Verwendung der Bezeichnung „Postphänomenologie“ hat sich bisher noch nicht ergeben, auch wenn sich gemeinsame inhaltliche Tendenzen durchaus abzeichnen. Daher sind auch verschiedene historische Entwicklungslinien zu beachten. Eine Beunruhigung über ihre Grundlagen ist der Phänomenologie seit ihrem Anbeginn ein-

DAS STICHWORT

geschrieben. So warf Husserl mehrfach die Koordinaten seiner Philosophie von Grund auf um und setzte neu an. Die Entwicklung, die Husserls Denken dabei durchlief, zeichnet den Weg zur Postphänomenologie bereits vor: vom „reinen Bewusstsein“ zur praktisch-situierten Perspektive, vom transzendentalen Ego zur Intersubjektivität; zudem ist der spätere Husserl bemüht um genetische Klärungen und ist von der Bedeutung historischer und lebensweltlicher Kontexte überzeugt. Heideggers *Sein und Zeit* setzt schon nicht mehr beim Bewusstsein und bei der Intentionalität an. Im Zentrum steht das Dasein als historische Lebensform, die von Individuen „übernommen“ und „zur Aufgabe gemacht“ werden kann. Es zeigt sich ein Primat praktischer, intersubjektiver sowie institutionell und technisch formierter Selbst- und Weltbezüge in ihrer Geschichtlichkeit. Merleau-Ponty übernimmt Heideggers praktisches und historisch-kulturelles Apriori, und vollzieht in seinem Spätwerk eine Wendung hin zu einer noch stärker historisch und sozial bedingten Subjektkonstitution. Die Zentralität des Begriffs der Institution beim späten Merleau-Ponty ist sinnfällig für diesen Übergang in eine ontologisch fundierte sozialtheoretische Perspektive.

Gelegentlich werden Levinas, Ricœur, auch Bourdieu und Castoriadis, seltener Derrida, als Postphänomenologen bezeichnet, deren Werke verschiedene Anschlüsse an aber auch kritische Transformationen bis hin zur Verabschiedung phänomenologischer Bestände umfassen. Aus meiner Sicht ist jedoch der erste Postphänomenologe im heutigen Verständnis Frantz Fanon (4). Die koloniale Ordnung des imperialen Westens dient ihm als Gegenstand der Analyse und als Ziel einer sowohl politischen als auch diskursiven Destruktionsbemühung. Die „Sachen selbst“, die Fanon in den Blick bringt, sind die zur Selbstverständlichkeit geronnenen Koordinaten einer in „schwarz“ und „weiß“ aufgeteilten, von der *color line* politisch, psychisch und existenziell strukturierten Wirklichkeit. Entsprechend gehen bei Fanon Analysen des leiblich-affektiven Erlebens von Rassifizierung einher mit sozialtheoretischen und psychologischen Erwägungen, die den kolonialen Komplex von

Seiten der Unterdrückten ebenso wie der Unterdrückter erhellen. Mit dem methodologischen Konzept der Soziogenese bringt Fanon die durch koloniale Gewalt erwirkte Herausbildung von Dispositionen und Bewusstseinsformen und deren Normalisierung in Institutionen und Praktiken in den Blick. Dieser Akzentuierung einer dritten konstitutiven Ebene neben den von Freud exklusiv gesetzten Dimensionen Phylo- und Ontogenese bildet seither einen zentralen Programmpunkt der Postphänomenologie. Entsprechend wird auch der schlecht begründete Universalismus des phänomenologischen Weltbegriffs verabschiedet. So kontrastiert Fanon die weiße Welt bürgerlicher Verhältnisse (mit ihrer konstitutiven Unterseite aus verdrängter oder verharmloster Gewalt) mit den Zonen der Verwahrlosung, den Ghettos, Favelas und kolonialen Territorien, deren nicht-weiße Bewohner in der kolonialen Ordnung bestenfalls als Menschen niederen Ranges gelten. Diese doppelte Blickrichtung auf verkörperte Erfahrung einerseits und auf sozio-kulturelle Umgebungen in ihrer Geschichtlichkeit andererseits ist in heutigen Arbeiten der Postphänomenologie fest etabliert (1; 3).

Der Sache nach ist Soziogenese auch Thema von Simone de Beauvoirs feministischer Intervention in den phänomenologischen Mainstream, wenn sie die kulturelle Hervorbringung von stereotyper Weiblichkeit durch patriarchal strukturierte Verhältnisse beschreibt. Damit initiiert sie eine Tradition feministischer Phänomenologie und Sozialtheorie. Neben bekannten Vertreterinnen dieser Richtung wie Iris Marion Young und Linda Martín Alcoff und etwas weniger bekannten wie Linda Fisher, Sara Heinämaa, Johanna Oksala, würde ich auch die frühen Arbeiten Judith Butlers in diesem Strang der Postphänomenologie verorten, denn Butlers performative Gendertheorie trägt noch erkennbar die Züge einer Erweiterung von Merleau-Pontys Konzeption eines situierten praktischen Körperschemas. Explizit als „postphänomenologisch“ bezeichnet Johanna Oksala ihren eigenen Ansatz (5), der Foucault mit Husserl verbindet um damit Anliegen der feministischen Phänomenologie zu bearbeiten.

DAS STICHWORT



Jan Slaby

Wie schon Husserl geht es Oksala um die Untersuchung der „natürlichen Einstellung“, etwa bezüglich alltäglicher Geschlechterverhältnisse, jedoch wird die von uns fraglos gelebte Normalität auf dem Weg historischer, soziologischer und ethnologischer Studien mit alternativen Formationen des Alltäglichen konfrontiert. Statt die eigene – meist westlichbürgerliche – Erfahrungsstruktur als Maßstab zu setzen, kann die komparative Analyse zur Dezentrierung und kritischen Befragung des kulturell Selbstverständlichen führen. Heute hat sich die feministische Phänomenologie mit diesen sozialtheoretischen Erweiterungen zu einem produktiven und vielfältigen Feld entwickelt. Zunehmend greifen feministische und rassismuskritische Anliegen ineinander, so etwa in den Arbeiten von Sara Ahmed, Linda Martín Alcoff, Alia Al-Saji. Hier liegt ein Brennpunkt der Postphänomenologie in der Gegenwart.

Noch nicht spürbar tangiert von den Anliegen der feministischen und anti-kolonialen Strömungen verwendet der US-Philosoph Don Ihde seit Jahrzehnten die Bezeichnung Postphänomenologie für seine konstruktiv und kritisch an Heidegger und Merleau-Ponty anschließende Technikphilosophie (vgl. 6 sowie als Übersicht und Einordnung 2). Im Zentrum steht die Idee der technischen Vermitteltheit des menschlichen Welt- und Selbstbezugs,

und damit eine Erweiterung des transzendentalen Feldes auf zivilisatorisch prägende Komplexe von Artefakten und systemische Technologien, beginnend mit dem griechischen Vokalalphabet und den darauf aufbauenden Aufschreibesystemen, fortgesetzt durch moderne Energie-, Verkehrs- und Informationsnetzwerke und ihren weitreichenden Folgen für das alltägliche Handeln und Fühlen (vgl. 7). Auch wenn es hier vor allem um eine Modernisierung der Technikphilosophie geht und phänomenologische Anliegen etwas weniger zentral sind, kommen aus dieser Richtung wichtige Impulse. Insbesondere Arbeiten zu umweltlichen Technologien, zu Neuen Medien und Digitalisierung, die den heutigen Stand der Technologisierung der Lebenswelt philosophisch en détail aufarbeiten, verdienen Erwähnung (vgl. 2; 7). Allerdings fällt auf, dass der von Ihde initiierte Strang der Postphänomenologie ein eher affirmatives Verhältnis zu seinen Gegenständen ins Zentrum stellt und sich insofern habituell und stilistisch von vielen anderen postphänomenologischen Autorinnen und Autoren unterscheidet.

Bei all den genannten Ansätzen besteht indes ein Einvernehmen bezüglich der grundlegenden technisch-sozialen Konstitution von Subjektivität und der damit verbundenen Notwendigkeit, sozio-technische Milieus sowohl strukturell als auch in diachroner sowie komparativer Hinsicht zu untersuchen, und dabei ermöglichende wie unterdrückende Aspekte in den Blick zu nehmen. Die eher politischen und sozialphilosophischen Strömungen der Postphänomenologie zählen dabei auch Institutionen, soziale Praktiken sowie soziale Ordnungen und Regelsysteme zu den subjektkonstitutiven Strukturen. Mikroanalysen solcher ökologisch-technologischen Komplexe in ihren jeweiligen Settings bilden auch die Stärke der technikphilosophischen Sparte der Postphänomenologie. Es ist zu erwarten, dass diese bisher noch wenig verbundenen Stränge der technikphilosophischen und der sozialphilosophischen Postphänomenologie sich in Zukunft weiter annähern werden.

DAS STICHWORT

In der aktuellen Diskussion sind verschiedene Schwerpunkte auszumachen. Seit einiger Zeit ist die Perspektive einer postphänomenologischen *critical race theory* vor allem im amerikanischen und britischen Einflussbereich bedeutsam. Sara Ahmed hat mit ihrer *Phenomenology of Whiteness* (3) früh Maßstäbe gesetzt; bemerkenswert dabei neben einer pointierten Aktualisierung Fanons die transformative Aufnahme von Husserls Studien der natürlichen Einstellung und des leibräumlichen „Nullpunkts der Orientierung“. Unter anderem kommt Ahmed das Verdienst zu, den Blick auf die erfahrungsprägenden Wirkungen von Institutionen gelenkt zu haben: Institutionen binden Akteure ein oder schließen sie aus, indem sie sie unterschiedlich mit Status und Handlungsmacht ausstatten, und dadurch nicht nur objektiv Lebenschancen mitbestimmen, sondern sich in die affektiv-praktischen Selbstverhältnisse der Betroffenen hinein fortsetzen. Institutionen konditionieren und „erweitern“ das situierte Subjekt also auf mindestens ebenso folgenreiche Weise, wie es Werkzeuge und Technologien tun, die ins operative Körperschema integriert werden. In offen oder latent rassistischen Gesellschaften wird dies bereits auf der Ebene des bloßen Im-Raum-Seins evident. Räumliche Verortung ist untrennbar von einer primären Affektivität, einem *feeling at ease* oder deren privativen Formen, wenn die Verortung keine sozial erwünschte ist. Dieselben institutionellen Räume, die das angestammte Personal und die vorgesehenen Adressat*innen wie eine zweite Haut umhüllen, schützen und befähigen, können nicht-weißen Personen als Hindernisparcours oder gar als verbotene Zonen entgegen treten, was sich affektiv in Form von leiblicher Unsicherheit, ontologischer Entwurzelung oder als einschneidende Differenzenerfahrung manifestiert (vgl. 3).

Ähnliche Beobachtungen bilden den Ausgangspunkt der kritischen Phänomenologie Lisa Guenthers, wenn sie mit Blick auf die Verhältnisse in den USA ein spezifisch weißes Wahrnehmungsregime als „Seeing Like a Cop“ beschreibt (1). Guenthers Untersuchung ist charakteristisch für postphänomenologische Arbeiten, da sie einerseits – anknüpfend

an Merleau-Ponty – auf unmittelbar leiblich-sinnliche Formen des Zur-Welt-Seins verweist, und damit auf die Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit alltäglicher rassistischer Akte und Praktiken. Andererseits macht Guenther deutlich, dass sich diese Praktiken und Haltungen nur verstehen lassen, wenn die soziale, ökonomische und vor allem auch juristische Historizität des Weißseins in den USA als eines auch rechtlich kodifizierten ökonomischen Interesses („whiteness as property“) mit verstanden werden. Und dies nicht bloß als „Kontext“ oder geschichtlicher Hintergrund, sondern als manifester Gehalt der betrachteten leiblichen Orientierungen. Demgegenüber bleiben Bezeichnungen wie „rassistische Wahrnehmung“ zu sehr an der Oberfläche, weil sie nicht an die historischen Gehalte heranreichen, die in diesen Blickregimen, Praktiken und institutionellen Orientierungen sedimentiert sind. Auch in Guenthers Texten spielen Institutionen eine wichtige Rolle; hier zeichnet sich ein Schwerpunkt der künftigen postphänomenologischen Forschung ab.

Auch die karibische Kulturtheoretikerin Sylvia Wynter verwendet an zentraler Stelle den Begriff der Institution, und zielt damit auf die technisch-soziale Selbstgestaltung der menschlichen Gattung („Auto-Institution“ der Spezies). So erfährt im Werk Wynters das Projekt des früh verstorbenen Fanons eine Fortsetzung mit einem noch stärkeren ontologischen Akzent. Unter der Überschrift „Unsettling the Coloniality of Being/Power/Truth/Freedom“ zeichnet Wynter (8) nach, wie der Westen über Jahrhunderte in verschiedenen Anläufen die Ontologisierung seiner konzeptuellen Grundlagen vollzogen und global exportiert hat. Wynters Arbeiten selbst zählen nur bedingt zum Kanon der Postphänomenologie, da sie primär historisch und komparatistisch orientiert sind, informieren diesen Kanon aber in Form einer dekonstruktiven Begriffs- und Denkformen-Analyse, die zeitlich weit hinter die von Foucault und Koselleck ausgemachte Epochenschwelle zur Moderne im 18. Jahrhundert zurückreicht. Wynter arbeitet in materialreichen Analysen die Verstrickung der westlichen Onto-Episte-

DAS STICHWORT

mologie mit einer zunächst theologisch und später biologisch begründeten rassistischen Stufenordnung von Kategorien des Humanen heraus. Dabei verbindet sie ihre genealogischen Studien mit einem technologischen Apriori der Anthropologie: „Menschsein“ ist für Wynter ein technisch-institutioneller Tatbestand; die historisch zur Geltung gekommenen „Versionen“ des Menschseins versteht sie als variable Resultate kultureller Selbstprogrammierung, die nachträglich naturalisiert wurden. Im Lichte dessen erscheint die heute global vorherrschende Konzeption des Humanums als „rational man“ in der Version homo oeconomicus als zutiefst kontingent und unbedingt kritikwürdig. Diskurse und Kulturtechniken verschiedenster Art bieten das Potenzial, neue Genres des Humanen hervorzu- bringen. Wynter schließt damit nicht nur produktiv an Fanons Soziogenese an, sondern radikalisiert auch Foucaults dekonstruktive Anthropologie in einem technologisch-kybernetischen Register. Hier konvergiert also die postkoloniale Linie der Postphänomenologie mit der technikphilosophischen zu einem Ansatz, der bisher in der Philosophie noch kaum rezipiert wurde.

Die Texte der ohne Rücksicht auf Fachtraditionen und Diskursgrenzen vorgehenden Sylvia Wynter mögen besonders avanciert sein, doch es ist charakteristisch für viele der neueren Arbeiten, die ich hier unter der Rubrik Postphänomenologie zusammenfasse, dass sie ihre Themen und Perspektiven mit tief ansetzenden Problematisierungen der Grundlagen der modernen philosophischen Begrifflichkeit verbinden, weil sie diese nicht länger für ungebroschen fortsetzbar halten. Postphänomenologie intensiviert die Unruhe bezüglich der vorgefundenen intellektuellen Fundamente, die bereits die klassische Phänomenologie umtrieb. Nicht zuletzt hier liegt ihre Faszination und transformative Kraft.

Literatur zum Stichwort

(1) Guenther, Lisa: „Seeing Like a Cop: A Critical Phenomenology of Whiteness as Property“. In: Emily S. Lee (Hg.), *Race as Phe-*

nomena: Between Phenomenology and Philosophy of Race, Lanham: Rowman & Littlefield 2019, S.189–206.

(2) Müller, Oliver: „Postphänomenologie. Über eine technikphilosophische Methode“. In: *Phänomenologische Forschungen* 2020, S. 165–183.

(3) Ahmed, Sara: „A Phenomenology of Whiteness“. In: *Feminist Theory* 8(2), 2007, S.149–168.

(4) Fanon, Frantz: *Schwarze Haut, weiße Masken*. Übersetzt von Eva Moldenhauer. Wien: Turia & Kant 2020 (Original: 1952).

(5) Oksala, Johanna: *Feminist Experience: Foucauldian and Phenomenological Investigations*. Evanston, Ill.: Northwestern University Press 2016.

(6) Ihde, Don: *Postphenomenology and Technoscience. The Peking University Lectures*. Albany, NY: SUNY Press, 2009.

(7) Rosenberger, Robert, & Verbeek, Peter-Paul (Hrsg.): *Postphenomenological Investigations: Essays on Human-Technology Relations*. Lanham, MD: Lexington Books 2015.

(8) Wynter, Sylvia: „Unsettling the Coloniality of Being/Power/Truth/Freedom: Towards the Human, after Man, Its Overrepresentation – An Argument“. In: *The New Centennial Review* 3(3), 2003, S. 257–337.

UNSER AUTOR:

Jan Slaby ist Professor für Philosophie des Geistes und Philosophie der Emotionen an der Freien Universität Berlin.